Wind und Wetter.

Von Dr. W. Zenker.

Anfang und Fortentwickelung der Witterungskunde.

Die Anfänge der Witterungskunde reichen rückwärts weit über das Alter des Menschengeschlechts hinaus. Sind nicht Zugvögel, Spinnen, Laubfrösche und manche andere Thiere noch heute als die besten Wetterpropheten geschätzt? haben nicht sowohl nach wissenschaftlicher wie nach biblischer Schöpfungsgeschichte diese Thierklassen schon lange vor dem Menschen existirt? Oder sollte früher ihr oder ihrer Verwandten Instinkt weniger entwickelt gewesen sein als heutzutage? Welches Geschöpf, das nicht gerade in der Tiefe des Meeres lebt, bleibt denn überhaupt unberührt von den Veränderungen der Witterung oder doch der Jahreszeiten?

So hat also sicherlich auch das Menschengeschlecht zu allen Zeiten seiner Existenz und in allen Klimaten eine Art von Witterungskunde gehabt, Meinungen über das bevorstehende Wetter, woran sich dann Vorstellungen über die Ursachen und das Wesen von Wind und Sturm, Regen und Dürre, Wärme und Kälte, Blitz und Donner anschlossen. Aber wir wollen uns nicht ergehen in dem Aufzählen der verkehrten Ansichten, denen man etwa im Alterthum huldigte oder die man noch heute bei den wilden Völkerschaften in Amerika und Afrika findet. Wir hätten viel eher Veranlassung, auf die vielen verkehrten und abergläubischen Ansichten Rücksicht zu nehmen, die noch heute in Europa findet und gegen welche die Wissenschaft noch lange anzukämpfen haben wird. Ueberall ist Unwissenheit die sicherste Stütze des Aberglaubens, nicht etwa weil dadurch das Eindringen einer absichtlich gefälschten Lehre möglich würde, sondern vor Allem deswegen, weil beim Fehlen einer richtigen Lehre die falsche zum Bedürfniß wird. Die Phantasie muß ergänzen, was an der Kenntniß mangelt. Die Sache der Wissenschaft ist es, hier wie überall, richtige Vorstellungen überwiegend an die Stelle der irrthümlichen zu setzen. Gelingt dies, so wird der Aberglaube von selbst verschwinden.

Und wie hätten gerade die Witterungsvorgänge richtig gedeutet werden können, so lange man sie nur auf beschränktem Gebiete beobachten konnte? Die Atmosphäre mit allen in ihr sich durchkreuzenden Einflüssen und Vorgängen ist nur ein Ganzes und kein Theil von ihr bleibt den Einwirkungen der übrigen entzogen. Wie konnte aber an eine solche einheitliche Betrachtung dieser Erscheinungen gedacht werden, ehe überhaupt die Kugelgestalt der Erde bekannt war und ehe man nach langen Mühen allmälig eine genügende Kenntniß von allen Theilen dieses Globus, von seinen Ozeanen wie von seinen Landmassen gewonnen hat?

Mit Bewunderung sahen die portugiesischen und spanischen Seefahrer auf ihren kühnen Entdeckungsreisen die merkwürdige Aufeinanderfolge der Zonen im atlantischen Ocean, jener Zonen, in denen, jahraus jahrein, nordöstliche oder südöstliche Winde wehen, die Passate, und zwischen ihnen die Zone der Windstillen, welche, die Sonne begleitend, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden wanderte. Und gar als sie um das Cap der Stürme herum endlich siegreich in den indischen Ozean vordrangen, mußten sie zu ihrem Staunen erfahren, daß die dort herrschenden Winde, von Halbjahr zu Halbjahr abwechselnd, die Schiffe mit vollem Winde von Afrika nach Indien hinüber und dann wieder von Indien nach Afrika zurück führten.

Jahrhunderte waren erforderlich, um die Umrisse der Erdtheile und Meere festzustellen, und um aus allen Theilen die zahllosen Thatsachen zu sammeln, aus denen sich allmälig die richtigeren Vorstellungen von dem Zusammenwirken der verschiedenen Einflüsse aufbauen konnten. Instrumente mußten erfunden werden, um die Temperatur, den Feuchtigkeitsgehalt, den Druck der Luft zu messen, Instrumente, um den Regen zu sammeln, die Winde zu messen nach Richtung und Geschwindigkeit, um die Strömungen des Meeres zu erkennen, so an der Oberfläche wie in der Tiefe, und wieder andere um die wärmende Kraft der Sonnenstrahlen zu sammeln und zu messen. Und immer wieder von Neuem mußten diese Instrumente erfunden und die Beobachtungen damit angefangen werden; denn jedes konnte sich aus unvollkommenen Anfängen heraus erst sehr allmälig zu dem Grade von Vollkommenheit entwickeln, der erforderlich ist, wenn die verschiedenen Beobachtungen dieser Instrumente unter sich vergleichbar sein sollen. Man ist daher auch heute noch lange nicht fertig mit dem Beobachten. Im Gegentheil, zu keiner Zeit ist fleißiger und ausgedehnter beobachtet worden, als jetzt, und vielleicht hat man zu keiner Zeit die Nothwendigkeit vermehrten, womöglich ununterbrochenen Beobachtens lebhafter empfunden als gerade gegenwärtig.

Man hat es verstanden, immer mehr Beobachter heranzuziehen. Seit Jahrzehnten ist, namentlich angeregt durch den Amerikaner Maury, die regelmäßige Beobachtung und selbstverständlich Notirung der oben erwähnten Instrumente als eine Pflicht aller intelligenten Seeleute anerkannt und geübt worden, und aus diesen den Gelehrten massenhaft zuströmenden Beobachtungen ist bereits eine Fülle von neuen Erkenntnissen geschöpft worden, welche rückwärts auf die Seeschifffahrt den allerförderlichsten Einfluß ausgeübt hat. Die günstigen Winde und Strömungen hat man seitdem mit soviel größerer Sicherheit aufzufinden gelernt, daß auf manchen vielbefahrenen Strecken die Segelzeit wohl um ein Drittel oder gar um die Hälfte gegen früher abgekürzt ist.

Und gleichzeitig hiermit sind am Lande, namentlich an wichtigen Küstenplätzen, Institute errichtet, welche in noch innigerer Weise das Sammeln von meteorologischen Thatsachen mit deren sofortiger Verwerthung verbinden, Institute, die anfangs nur die Aufgabe hatten, auf telegraphische Meldung eines heranziehenden Sturmes die Schiffe im Hafen und in den benachbarten Häfen rechtzeitig zu warnen, die aber bald diese Telegraphen auch benutzten, um ein dichtes Netz korrespondirender Beobachtungsstationen über die umliegenden Ländergebiete zu spinnen und in internationalem Zusammenwirken die Ausbreitung der Witterungszustände in ihrem Fortschreiten von Station zu Station zu verfolgen.

Brachte also der ozeanische Schiffsverkehr in seinem Entstehen und Wachsen die allmälige Erkenntniß der großen klimatischen Verschiedenheiten auf dem Erdball und ihres Ineinandergreifens mit sich, so gab in unserem Jahrhundert der elektrische Verkehr der Witterungskunde ihr neuestes Gepräge, indem er es ermöglichte, den täglichen Gang der Witterung nicht nur an einem Orte, sondern mit gleicher Klarheit über ganze Welttheile hin gleichzeitig zu verfolgen. Noch sind wir freilich weit von dem entfernt, was ich als das Ideal der Beobachtungen hinstellen möchte: von Augenblick zu Augenblick den Gang der Witterung auf dem Erdganzen verfolgen zu können und also die Atmosphäre als ein Ganzes in ihren fortschreitenden partiellen Veränderungen zu beobachten.

Frühlingstage in Südtirol.

Der deutsche Frühling? Die Einen halten ihn für leeren Wahn, die Andern für eine unerquickliche Periode der permanenten katarrhalischen Affection. Die Mehrzahl aber sitzt frierend hinter dem Ofen, und nur die Kinder glauben an das Märchen von dem Knaben Wunderhold, welcher mit seinem Zauberstabe die Lenzwunder weckt und das Füllhorn seiner Gaben verschwenderisch ausstreut über die kahle Erde.

Und dennoch existiren sie, diese Wunder des Frühlings. Nur darf man sie weder am Nordrande der Alpen suchen, wo sich die vereiste Scholle zögernd und gleichsam verdrießlich aus der frostigen Umarmung loslöst, noch auch im fernen sonnigen Süden, wo das blaue Meer gegen die Felsen brandet und auf den heißen Klippen staubig und müde ein ewiger Sommer wohnt. Um so herrlicher entfalten sich die Wunder des Frühlings in der mittleren Zone, dort, wohin ich den geneigten Leser zu führen gedenke: Brenner abwärts, an die Südabhänge der Alpen. Dort an der Gränzmark der deutschen Sprache, wo sich der Reiz des Südens mit deutscher Berg- und Waldesluft vereinigt, fand ich den Lenz verwirklicht, wie ihn die Phantasie trügerisch in langen Winternächten uns armen Nordlandmenschen vorgaukelt.

Während auf Brennerhöhe der Sonnenstrahl noch die ersten Blumen aus dem Schnee hervorzaubert, schmückt sich die südtirolische Landschaft bereits mit dem Diadem des vollentfalteten Frühlings. Im warmen Sonnenschein liegen die Lande. Hell grünen die Wiesen und die Blüthenbäume strömen berauschenden Duft aus. Der Kukuk ruft durch die grünenden Wälder, allerwärts rinnen lebendige Wasseradern zu Thal, und an den Wänden des Gebirgs hängen weiße leuchtende Wolken.

Inmitten dieser geschmückten Landschaft liegt Brixen, die alte Bischofsstadt. Aber selbst die goldene Frühlingssonne vermag den ascetischen Bann nicht völlig zu lösen, welcher seit Jahrhunderten die fromme Stadt gefangen hält. Die Langeweile liegt, so zu sagen, auf dem Pflaster. Der Fremde, welcher die öden Plätze und Gassen durchwandert, schüttelt vielleicht ungläubig das Haupt, wenn man ihm erzählt, daß die ehrwürdige Stadt auch fröhlichere Zeiten gesehen. Freilich gehen diese Reminiscenzen auf ein paar Jahrhunderte zurück. Dazumal, als die überschäumende Lebensfreude italienischer Renaissance in ihren Anklängen bis an den Fuß der Alpen brandete, fand sie am Hoflager der Fürstbischöfe von Brixen eine ihrer üppigsten Heimstätten. Neben den Pfarrern und Prälaten lustwandelten damals schöne Frauen durch die weiten Hallen der bischöflichen Residenz. In weichen Sommernächten rauschten in den Lustgärten die Fontainen, und das Spiel der Lauten klang verführerisch durch die silberne Nacht.

Die Troubadoure sangen ihre minniglichen Weisen, und aus den Laubgängen und den verstohlenen Nischen winkten begehrliche Götter. Heute ist das Lautenspiel verstummt, und die nackten heidnischen Gottheiten liegen in Scherben. An ihre Stelle sind unzählige Crucifixe und Madonnenbilder getreten. Es ist, als ob die Stadt in einer Aeonen langen Buße den kurzen Sündenrausch sühnen und vergessen wollte. Doch ich will nicht ungerecht sein. Als ich das letzte Mal durch Brixen kam, durfte ich mich wahrlich über den Mangel an Leben und Staffage nicht beklagen. Die Stadt prangte im Festschmucke, denn es galt, die Inthronisirung eines neuen Bischofs gebührend zu feiern. Lustig flatterten die schwarz-gelben Wimpel in der Frühlingsluft, die Böller krachten und unaufhörlich hallten die Glocken — Austria Felix!

Die Schluchten, durch welche sich der Eisak südlich von Brixen in das Etschthal hinabwühlt, sind stellenweise so enge, daß für die Landstraße nur knapp Raum bleibt und sich die Bahnlinie durch zahlreiche Tunnels hindurchwinden muß. Ueberragt von den Hochgipfeln, dehnen sich auf beiden Seiten des Flusses oberhalb der Porphyrfelsen langgestreckte Mittelgebirge gegen Süden. Sie tragen fruchtbare Culturen und zahlreiche Ortschaften, welche ihre Ausläufer bis weit in die waldigen Hänge hinauf senden. Wenn es Sommer wird und die Tinten der Landschaft sich vertiefen, wogen auf diesen Terrassen die Kornfelder als helle Streifen zwischen den dunkleren Waldungen. Heute aber scheint die Morgensonne über das thaufrische Gelände, und von den Höhen trägt der Bergwind den Wohlgeruch in die Thäler hinab. Jubelnd und im blitzschnellen Fluge kreuzen die Schwalben durch den sonnigen Aether. Weiß und roth blühende Bäume stehen neben den braunen Hütten. Die Bewohner sind weit draußen mit der Feldarbeit beschäftigt, während die Hunde und die zurückgebliebenen Kinder das Haus bewachen. Die kleine Welt sitzt unter den Kastanien und spielt im Grase neben rieselnden Quellen. Die Maienluft glänzt ihnen aus den Augen, und ihre Haare sind so goldhell wie die Sonnenlichter, welche über die Frühlingslandschaft fluthen. Durch die Wälder rauschen zahlreiche Bäche bergab. Primitive Holzstege führen über die Schluchten; Waldmeister und Maiglöckchen stehen im kühlen Grunde.

Bei der Scenerie auf beiden Ufern des Eisak überwiegt noch der deutsche Charakter. Wenige Stunden südlicher, unten im Etschland, sind die Bilder bereits heller und farbiger. Hier tritt der Süden schon mehr in seine Rechte, und man fühlt sich deutlich nicht nur an der Grenzscheide zweier Sprachen, sondern auch zweier Zonen. Es ist, als würden mit der linderen Luft auch die Formen der Landschaft weicher und südlicher. Eine fast sommerliche Gluth breitet ihren Schleier über die Weingärten des Thalkessels. Oben auf den Mittelgebirgen, welche dem Wanderer eine Fülle landschaftlicher Genüsse erschließen, weht eine frischere Luft.

Die spitzen Kirchthürme dienen als Wahrzeichen der zahlreichen Ortschaften, während die Häuser selbst zwischen Fruchtgärten und Weinbergen halb versteckt liegen. Auf allen Vorsprüngen ragen poetische Ruinen in die blaue Luft. Von ihren halbverfallenen Zinnen grüßt leuchtenden Auges die Sage in die Thäler herab und erzählt den blühenden Landen wundersame Geschichten aus verklungener Zeit. Der Epheu rankt sich um die Trümmer der Vergangenheit, daneben stehen im Schatten der Edelkastanien kühle einladende Herbergen. Die farbigen Stimmungen und die warmen Töne, welche die südtirolische Frühlingslandschaft zieren, klingen hier insgesammt in einen einzigen weichen Accord zusammen. Durch die Laubkronen der Bäume webt der Frühlingsglanz seine goldenen Fäden. Der purpurne Wein funkelt im Glas und über den steinernen Tisch weht der Lenzwind die fallenden Blüthen. Unten im Etschland grünen die Reben, thalaufwärts läuten die Glocken und auf der Birke, welche weißschimmernd über den Abgrund hinausragt, singt die Drossel ihre süßen Lieder.

Dicht bei Bozen liegt in malerisch reizender Umgebung der rasch aufgeblühte klimatische Curort Gries. Im frischen Grün zerstreut, repräsentiren seine Häuser, ein jedes für sich, eine liebliche Idylle. Weidenumkränzte Bäche fließen durch die Auen, und zwischen den Blumen und Jenseits der Talfer beginnt die Stadt Bozen. Durch ihre Straßen pulsirt ein verhältnißmäßig lebhafter Verkehr, wie er der Stellung Bozens als der ersten südtirolischen Handelsstadt entspricht. Namentlich an den Markttagen herrscht reges Leben unter den dunklen Bogengängen der Hauptstraße. Aus den Kaufläden und Weinkneipen qualmt jener beizende Tabakgeruch, welcher ebenso undefinirbar, als specifisch im ganzen weiten Kaiserstaat als nationales Parfüm regiert. Ein paar Soldaten, die unvermeidliche Pfeife im Munde, bemühen sich um eine dunkeläugige Italienerin, welche Blumen und türkischen Honig feilhält. Ich glaube, die Wackeren hätten, um die Gunst der spröden Schönheit zu erobern, im Nothfall ganz Trient und Triest an das hübsche Mädchen verschachert. Inzwischen hat sich der Himmel überzogen, und ein warmer Regen rieselt auf die blühende Frühlingslandschaft nieder. Während eines solchen lauen Regens scheint ein Gefühl wohligen Behagens die gesammte Natur zu durchströmen. Erdgeruch erfüllt die Luft, und die Stimmen der Vögel klingen lauter und heller.

Erst in den Abendstunden reißt die untergehende Sonne den Nebelschleier entzwei und eröffnet den Ausblick auf die Dolomitsspitzen, deren gezackte Coulisse östlich von Bozen aufragt. Noch haftet der Gluthschein des Abendhimmels auf den Steilwänden. Ihre riesigen, bizarren Formen leuchten durch die Dämmerung wie drohende Gespenster.. Und es ist in der That eine abenteuerliche Märchenwelt, welche hinter diesen rothglühenden Coulissen sich aufbaut, ein raffinirter Knalleffekt der Natur, welcher Jeden frappiren muß, der zum erstenmal das Gebiet der südtirolischen Dolomiten betritt. Ueber den grünen Thälern thürmt sich das jähe brüchige, blutrothe Gestein empor, an dessen Zerstörung die Elemente seit Jahrtausenden rastlos wühlen und arbeiten. Auf ihren Häuptern trägt diese gigantische Bergwelt bunte Nadeln und seltsam geformte Mauerkronen, während zu ihren Füßen, der Schleppe eines farbigen Königsmantels vergleichbar, riesige Schutthalden sich ausdehnen. Wer Kraft und Verwegenheit genug besitzt, um diese zerrissenen Klippen zu erklimmen, dem leuchten am fernen Horizont in tiefblauen Linien die Fluthen der Adria entgegen. Aus dieser chaotischen Felsenwildniß führen die Wege in das liebliche venetianische Hügelland hinab. Von dort aus erreicht man in einer leichten Tagreise die königliche Stadt, um deren morsche Paläste die Salzfluth der Lagunen spült.

Mittel gegen Trichinen.

Man giebt den Kranken einen Vatermörder ein. Sobald dieser auf eine Muttertrichine kommt, verbindet sich der Vater mit der Mutter, der Mörder wird frei, stürzt sich auf die Trichine und tödtet sie. Sollte dieselbe schon eingekapselt sein, so kann man den Vatermörder vorher in Essig legen, der bekanntlich den Kalk auflöst.

Schlechte Aussicht.

Frauenvereinsdame: „Sagen Sie, liebste Frau Räthin, hätte ich wohl auch von Ihrem gestrengen Herrn Gemahl eine kleine Spende zu unserer Wohlthätigkeitscollekte zu erwarten?"

Räthin: „Ach, ich bitte Sie, der giebt gewöhnlich Nichts, und selbst das nur ehr ungern!"

Seltsame Auffassung.

Ein Fürst besucht ein Lazareth. An das Lager eines Soldaten tretend fragt er denselben: Evangelisch oder katholisch?

Soldat: Rheumatisch, Ew. Durchlaucht!

„Das Junggesellen-Haus."

Wien, im März.

In unseren Tagen ist man, was die Häuslichkeit betrifft, lange nicht mehr so bescheiden, wie die genügsame Braut in Angely's „Fest der Handwerker", die da singt: „Ein Stübchen, ein Tischchen, ein Bettchen, ein Stuhl — was braucht man mehr, um glücklich zu sein?" Die moderne Zeit mit ihren sogenannten „socialen Verpflichtungen" stellt erhöhte Anforderungen an jeden Einzelnen, sie hat die Phrase von dem „standesgemäßen Leben" geschaffen, deren Bedeutung gar mancher schwer zu fühlen bekommt. Man beurtheilt die Menschen nicht mehr blos nach ihren Kleidern, sondern auch — nach ihren Wohnungen. Gelangt das Gespräch auf das Thema der Häuslichkeit, so ist die erste Frage: „Wie viele Piecen haben Sie?" Einen Besuch am Morgen im Schlafzimmer empfangen, würde auch einem „Gargon" — jener so zahlreich vertretenen Species der unverheiratheten Männer — als unpassend ausgelegt werden. Zu einer regelmäßigen Gargon Wohnung gehört auch ein Empfangszimmer, und, wenn man ein wenig verwöhnt ist, ein Bade-Cabinet. Die Miethe für diese Appartements beträgt genau eben so viel, wenn nicht mehr, wie die für eine selbstständige Wohnung, und bei alledem ist man nicht unabhängig; man muß sich den oft recht sonderbaren Eigenthümlichkeiten der Miethsleute accommodiren u. ihre Launen ertragen auf Kosten seiner eigenen Bequemlichkeit.

Diese und ähnliche Erwägungen haben einige jüngere und ältere unverheirathete Herren, die während des größten Theiles des Jahres in Wien leben, zu dem Entschlusse veranlaßt, mit Hilfe eines zu gründenden Fonds ein eigenes Gebäude zu erwerben, in welchem sie, unbeirrt von allen Hausherrnlaunen, unabhängig von fremdem Willen und unbehaglichen Einflüssen, ein beschauliches Dasein führen können. Ein passendes Domicil für diesen Zweck zu finden, war nichts Leichtes; kostspieliger Umbau und Renovirungen aller Art hätten sich bei jedem Objekte als nothwendig erwiesen. So drängte sich denn den Unternehmern bald die Ueberzeugung auf, es sei am besten, einen Baugrund zu erwerben. Nach längeren Unterhandlungen wurde ein Areal in der Nähe des Stadtparkes angekauft und ein Architekt mit dem Entwurfe der betreffenden Pläne betraut. Bereits hat der Bau des Hauses begonnen, über dessen Thor in goldenen Lettern zu lesen sein wird: „Das Junggesellen-Haus."

Bisher haben sich siebzehn Theilnehmer an dem neuen Institute gemeldet, die sich theils aus aristokratischen, theils aus bürgerlichen Familien rekrutiren. Jeder Theilnehmer hat ein- für allemal die Summe von 8000 fl. zu erlegen. Es ist beabsichtigt, im Ganzen zwanzig Antheile zu beschaffen, und gewiß werden sich die drei fehlenden auch noch finden.

Für die Errichtung des Junggesellen-Hauses gelten folgende Bestimmungen: Es enthält zwanzig Wohnungen, jede besteht aus einem Schlafzimmer, einem Empfangs-Salon, einem Badecabinet und einem Entree, und wird nach dem Geschmacke des Eigenthümers, jedoch nur mit Aufwand einer Summe, welche eine noch zu bestimmende Ziffer nicht übersteigen darf, möblirt. Das Parlor, ein großer Salon, ein Lesecabinet und ein Speisesaal sind zur gemeinschaftlichen Benutzung bestimmt. Zwei Diener haben für die Instandhaltung des Hauses zu sorgen. Die Souterrain-Localitäten werden an einen Cafetier und an einen Restaurateur vermiethet und von dem Zinserträgnisse die Steuerquote, etwaige Reparaturen und der Gasverbrauch bestritten. Außer der Einkaufssumme von 8000 fl. hat somit kein Theilnehmer an den Fonds noch etwas zu entrichten, so lange er das Haus bewohnt. Sobald er sich jedoch verheirathet, verfällt der ganze Betrag zu Gunsten des Fonds.

Für den persönlichen Verkehr zwischen den Bewohnern des Junggesellen-Hauses gilt nur ein einziger Paragraph und der besteht aus einem einzigen Worte: „Discretion!"..... Bei dem Eintritte in das neue Haus haben sie sich Stillschweigen zu geloben über alle Vorgänge in demselben, über die Besuche, welche der Einzelne empfängt, über seine Lebensweise und jene verschiedenartigen kleinen häuslichen Tugenden oder auch Untugenden, die man ja so rasch wahrnehmen kann, wenn man Thür an Thür mit Einem wohnt. Es soll hier keine bösen Nachbarn geben; vielmehr ist zu erwarten, daß dieses Junggesellen-Haus mit der Zeit auch einen Freundschaftsbund in seinen Mauern umschließen werde.

Und damit die Discretion keinem zu schwer gemacht werde, hat der Architekt den Auftrag, an der rückwärtigen Front des Hauses ein „Hinterpförtchen zu errichten, zu welchem jeder Bewohner einen Schlüssel erhält.... Wir empfehlen für dieses Pförtchen als Motto die hübschen Verse aus Lenau's Frühlings-Liedern:

„Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen ...."

Ein offenherziger Geist.

Wittwe (zu ihrem seligen Gatten, der ihr als Geist erscheint): „Wie geht es Dir, lieber Hugo, im Jenseits?"

Geist: „Sehr gut,—viel besser als es mir während unserer zwanzigjährigen Ehe auf Erden gegangen ist."

Wittwe (erfreut): „Also bist Du im Himmel?"

Geist: „Nein, in der Hölle!"

Unerhört.

Nachtwächter (auf einer Bank eingeschlafen, erwacht durch den Gesang einer vorüberziehenden Schaar von Burschen und Mädchen): Mordselement, wollt'r ruhig si? Da soll üch doch der Donderwetter drinschlage, an friedliche Bürger nicht a mal ruhig schlafe z'lasse!

Höchstungelegen.

„O du liab's Herrgöttle, Du! Laß mich no' jetzt net sterba, wo d' Wei'lej' g'rad vor der Thür' ist!"

Schriftstellernde Frauen.

„Vermehren sich die schriftstellernden Frauen auch fernerhin im bisherigen Maßstabe, so wird der größte Theil der Männer bald kochen und waschen müssen."

Es war ein geistvoller Vortrag, welcher in diesem Satze gipfelte. Da prasselten scherzhafte Schwärmer; heitere Leuchtkugeln, glänzende Wortraketen erregten das Interesse der Zuhörer. Immer fiel das strahlende Licht auf das gleiche Bild, auf die Frau, welche durch Schriftstellerei sich Gelderwerb oder Ruhm und Ehre zu schaffen sucht. Die Unselige! Da sitzt sie und schreibt ohne aufzublicken, indeß der fügsame Ehemann die Kinderwäsche reinigt oder der gequälte Bruder den Braten spickt. Ein gelinder Schauder ergreift selbst den Kühlsten bei diesem Bilde häuslichen Jammers und der Zuhörer kehrt ganz erfüllt von diesem Eindruck in seine Wohnung zurück.

Was Wunder, daß sein Herz höher schlägt beim Gedanken an die liebe, kleine Frau, welche ihn am Theetisch, daheim erwartet. Gottlob! Sie denkt nie weiter, als an ihren neuen Hut. Sie schreibt nichts anderes als das zierliche Billet: „Herr und Frau N. N. erbitten sich das Vergnügen von Herrn H." u. s. w. Die Abfassung eines anderen Briefes ist ihr ein Greuel.

Schon beim Eingießen des Thees bemerkt Madame, daß der Gemahl sie heute besonders liebevoll betrachtet. Sie benutzt die günstige Gelegenheit, erbittet ein neues Ballkleid oder beichtet, die Summe ihrer unbezahlten Rechnungen. Der Ehemann ist mit allem zufrieden. Immer besser, als wenn er kochen und waschen sollte. Freilich Madame thut das eigentlich auch nicht. Wozu auch? Man ist allerdings nicht besonders reich, aber man kann und muß doch Mägde bezahlen, welche diesen Arbeiten obliegen. Gerade damit seine Frau müßig gehen kann, sorgt und quält sich der Gemahl im Geschäfte ab, arbeitet er von früh bis spät mit Anspannung aller seiner Kräfte.

Dies Geschäft! Madame findet es peinlich, wenn viel davon gesprochen wird. Schon den ersten Versuch ihres Mannes, ihre Theilnahme, vielleicht gar ihr thätiges Interesse daran zu wecken, hat sie scharf zurückgewiesen. Sich um Gelderwerb zu kümmern, dünkte ihr eben so unpassend wie langweilig. Sie hat ja auch ausreichend zu thun, wenn sie die nöthigen Besuche machen, Familienbeziehungen pflegen und den Haushalt führen soll. Das alles nimmt sie dermaßen in Anspruch, daß sie nicht einmal die Schulaufgaben der Kinder überwachen kann. Sie hat es wohl einmal versucht; aber die neue Lehrmethode ist so schwierig und dann—wozu sich die Laune von den Kindern verderben lassen! Die lieben Kleinen sind in irgend einer Halbpension ja gut aufgehoben!

Wie zierlich Madame den Thee schlürft! Der Gemahl betrachtet, beinahe gerührt, die weiße Hand, welche die Tasse emporhebt. Nein, diese Hand wird nie zur Feder oder zur Nadel greifen, um sich und den Ihren ein karges Brod zu erarbeiten, selbst dann nicht, wenn der Gemahl frühzeitig seiner aufreibenden Thätigkeit erläge, wenn Noth und Mangel an die Thüre pochen sollten. Madame würde dann versuchen, von Unterstützungen der Verwandten möglichst bequem weiter zu leben. Vielleicht auch, wenn sie noch jung und schön ist, wird sie die stützende Hand guter Freunde annehmen. Selbst in zweideutiger Stellung aber wird sie noch die Frau gelind verachten, welche arbeitet, sei es am Schreibtisch, an der Nähmaschine oder hinter dem Ladentisch.

Das wollen wir ihr nicht verübeln. Daß aber Männer, und sogar geistvolle Männer, die Erwerbsthätigkeit der Frau einengen wollen, ist kaum verzeihlich. Die weiblichen Schriftsteller schreiben meist oberflächlich.—Zugestanden! Sind denn aber die Verleger wohlthätige Genien, welche nur bestrebt sind, Eitelkeit oder Geldgier der Schriftstellerinnen zu befriedigen? Keine Redaktion, kein Verleger wird eine Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben, wenn nicht ein großer Leserkreis dafür zu erwarten ist. Wenn der Büchermarkt von weiblichen Arbeiten überschwemmt wird, so zeigt das immerhin, daß ein großes Publikum dafür vorhanden ist, und damit jene literarischen Produkte auch zur Existenz berechtigt. Die Lesewelt hat nur die Schriftsteller, welche sie zu besitzen verdient. Ist es doch eine Thatsache, daß selbst gereifte Männer sich mit der „Wassersuppenkost" einer Marlitt befreunden konnten, vielleicht gerade, weil sie ihnen keine geistigen Verdauungsbeschwerden verursachte.

Diesen Leuten ist das Lesen noch von früheren Zeiten her ein physisches Bedürfniß; aber der Kampf ums Dasein nimmt all' ihr Denken und Sinnen zu sehr in Anspruch, als daß sie den Gedankenreichthum eines ernsthaften Werkes aufzunehmen und zu verarbeiten wünschten. Gehen die Wogen der Zeit weniger stürmisch, so werden die seichten Bücher von selbst verschwinden, seien sie von Frauen oder von Männern geschrieben.

Das ist ja der Vortheil der freien Concurrenz, daß das Geringere dem Besseren weichen muß. Darum laßt uns der Frau einen Platz gönnen auf der Arena des Geistes. Am Ende wird doch nur diejenige sich behaupten können, welche dauernd Werthvolles leisten kann. Daß aber auch Frauen sich zu den Höhen der Dichtkunst erheben können, davon gibt die Geschichte aller Völker Zeugniß.

Auch dem Schreckbild der kochenden Männer laßt uns muthig ins Auge sehen. Es mag ja Ausnahmen geben, aber im Allgemeinen wird eine Frau ihre Aufgabe als Hausfrau und Mutter um so ernster erfüllen, je besser ihr Geist geschult ist.

Wer gewohnt ist, seine Gedanken festzuhalten, durchzuarbeiten und in würdiger äußerer Form niederzuschreiben, also zu arbeiten, der wird sicher einen höheren sittlichen Maßstab an die Erfüllung heiliger Pflichten legen, als das gedankenlose Weltkind, das Vergnügen und äußern Schein zur Arbeit stempelt.

Die Ausnahmen aber! Die Frau mit verwirrtem Haar, tintenbeschmutzten Fingern, die ihr Hauswesen vernachlässigt —brrr! sie ist freilich schlimm. Ob sie aber viel schlimmer ist, als Ihre reizende kleine Frau, mein Herr!

Madame hat den letzten Tropfen Thee geschlürft. „Waren die Kinder artig?" fragt der entzückte Gemahl. Sie gähnt, ach, so allerliebst!

„Ich weiß es nicht. Da ich zur Kaffeegesellschaft ging, waren sie noch in der Schule. Als ich heimkam, schliefen sie schon. Ich muß wirklich die Kinderfrau fragen, was sie getrieben haben. Bitte, Männchen, schelle, damit sie hereinkommt."

Glücklicher Mann! Seine Frau wird nie schriftstellern. E. Ertha.

Sterblichkeit in Großbritanien.

Die Berichte des britischen General-Registrators zeigen, daß für ganz Großbritannien die Sterblichkeit 22,4 vom Tausend Seelen im Jahre beträgt, oder, in anderen Worten, daß von 45 Menschen im Jahre 1 stirbt — was gegen früher eine wahrhaft erstaunliche Verbesserung ist, welche hauptsächlich den englischen Sanitäts-Inspektoren und dem Eifer zu verdanken ist, der durch sie behufs Verbesserung der Gesundheits-Verhältnisse bei Behörden und Volk erweckt wurde. Die ungesundesten Beschäftigungen sind die, welche in staubiger und gasiger Umgebung verrichtet werden, z. B. Trockenschleifen, wie das an Nähnadeln und Gabeln in Sheffield geschieht, Kohlengraben, Umgehen mit Gift. Die Vergolder und Versilberer leiden durch Quecksilberdämpfe, Messingarbeiter durch Verflüchtigung von Blei-Oxyden. Soldaten und Matrosen sind kurzlebig, weil sie zu vielen Schädlichkeiten ausgesetzt sind und unregelmäßig leben müssen. Schneider und Putzmacherinnen sind am meisten der Schwindsucht unterworfen (auch Bankiers), Schriftsetzer desgleichen (besonders des Blei- und des Antimon-Staubes wegen), Drucker schon weniger, vermuthlich, weil sie sich stärker mit den Muskeln anstrengen. Auf dem flachen Lande sind die Ackerbauer am besten daran, die Schenkwirthe am schlimmsten. Fleischer sterben vergleichsweise frühzeitig, ebenso Brauer, Fuhrleute und Alle, welche mit der Besorgung von Speisen und Getränken zu thun haben. Athleten sterben früh durch Ueberanstrengung, ebenso stark beschäftigte Gelehrte. Bei Arbeitern innerhalb des Hauses macht es wenig Unterschied, ob sie leichter oder schwerer die Muskeln und Nerven anstrengen; aber Arbeiter außer dem Hause haben sechs Jahre mehr Aussicht auf Lebensdauer, wenn sie viel, als wenn sie wenig arbeiten müssen. Seltsam ist es, daß Grubenräumer und Straßenfeger zu den gesündesten Leuten gehören.

Neue Heilmethode bei Blutarmuth und Schwindsucht.

In Frankreich bricht sich eine eigenthümliche Behandlungsweise der Blutarmuth und Schwindsüchtigen Bahn, die gerade das Gegentheil der bisher üblichen ist. Schon seit längerer Zeit hatte Professor Jousset in Paris in „L'Art Medicale" auf die Bedeutung des sogenannten „mageren Regiments" bei herabgekommenen Kachektischen und Tuberkulosen hingewiesen und von der Verwendung der sogenannten „Roborantia" und „Tonica" in Kost und Arzenei abgerathen. „Professor Regnault in Rennes verwirft in seiner „Revue Therapeutique" die bisherige Ernährung mit Wein, Fleisch nnd sonstigen Reizmitteln ganz und verlangt streng fleischlose Kost, Gemüse, Milch, Brod (speziell Graham-Brod) und reife Früchte. In gleicher Weise spricht sich Dr. Jussieu im "Element de medicine practique" aus. Er giebt ebenfalls Milch, Vegetabilien und Früchte als Nahrung, und als Arzeneien sehr kleine und sehr seltene Dosen von „Chinin tann." und Arsen, wodurch er selbst im zweiten Stadium noch entschiedene Besserung und Stillstand der Tuberculose erzielte. Professor Foussagriver hat ähnliche Erfahrungen gemacht und ebenso Dr. Carin, welcher sagt: „Alkohol (auch in Form von Wein) begünstigt die Entwicklung der Lungenkrankheiten und beschleunigt deren ungünstigen Verlauf. Wein ist Kindern ganz besonders schädlich, und disponirt sie zu Gehirnaffektionen, Lungenblutungen nnd Schwindsucht." Professor Carriere bestätigt, daß der Genuß von Früchten und besonders von Trauben, bei Ausschluß von Fleisch, Gewürzen und Wein den bei anämischen Mädchen, geschwächten Frauen und Schwindsüchtigen beiderlei Geschlechts stark angegriffenen Fettansatz befördere.

Dr. Claude fordert dringend die Einführung der fleisch- und damit reizlosen Kost mit Hinweis darauf, das das bisher übliche Reizverfahren bei Behandlung von Lungenschwindsüchtigen, trotz Davos und Meran, trotz Nizza und Kairo, noch sehr geringe Resultate von Heilungen aufzuweisen hat.—Alle Autoren stimmen darin ein, daß die Kranken diese „milde Kost" gern nehmen, der Appetit fast stets rege ist, und nie die früher so oft bei den Aerzten gefürchtete Nahrungsverweigerung sich einstellt. Die sogenannten nervösen Verstimmungen werden bei milder reizloser Kost bald gehoben. — Für deutsche Aerzte wird diese Ernährungs- und Behandlungsweise ebensowenig als ihr überraschender Erfolg auffallend sein. Die Professoren Esmarch in Kiel und Beneke in Marburg haben bei sogenannter eiweißarmer Kost (die im Grunde genommen auch eine fleischlose ist) Krebs, Leber- und Nierenleiden, die bisher für unheilbar galten, gebessert und geheilt, während Dr. von Düring bei fast gänzlichem Ausschluß von Fleisch, Alkohol und anderen Reizmitteln die gefürchtete Zuckerruhr heilte.

Mißverstandenes Verbot.

Frau: „Wiederholt habe ich gehört, daß Ihr Geliebter Sie während meiner Abwesenheit besucht hat—das darf nicht mehr vorkommen—verstanden?!"

Köchin: „Gewiß nicht, gnädige Frau, — ich konnte ja nicht wissen, daß mein Schatz kommen darf, wenn Sie zu Hause sind."

Moskauer Universitätsleben im 18. Jah